LEBEN IN DER UTOPIE

Kurzgeschichten der Klasse 10b
zur gleichnamigen Ausstellung
des Fotografen Siegfried Wittenburg

Gymnasium Nidda 2021/22

VORBEMERKUNG

Der aus Warnemünde stammende Siegfried Wittenburg ist als Fotograf ein beeindruckender Chronist des Alltagslebens in den späten Jahren der DDR und der Wendezeit. Seine vielfach veröffentlichten, faszinierenden Fotos lassen nicht nur die offensichtlichen Widersprüche des real existierenden Sozialismus erkennen, sie machen vor allem begreifbar, warum die DDR als repressives gesellschaftliches System letztlich zum Scheitern verurteilt war.

Die Fotoausstellung „Leben in der Utopie“ mit Fotografien und Texten Siegfried Wittenburgs entstand in Kooperation mit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung und wurde speziell für Schulen konzipiert. Im Rahmen unseres schulischen Kulturprogramms zum 31. Jahrestages der Deutschen Einheit (die Veranstaltungen waren bereits für den 30. Jahrestag geplant, konnten da aber wegen Corona nicht stattfinden) zeigten wir die Ausstellung an unserer Schule. Außerdem berichtete Herr Wittenburg als Zeitzeuge in einer Veranstaltung für Schülerinnen und Schüler der Klasse 10 eindrücklich von den historischen Verhältnissen und seinem Leben in der DDR mit all seinen Widrigkeiten und Fallstricken.

Die in dieser Anthologie gesammelten Kurzgeschichten entstanden im Deutschunterricht, angeregt durch die einzelnen in der Ausstellung gezeigten Fotografien. Manche der jungen Autorinnen und Autoren setzten sich sehr konkret mit ihrer Vorstellung der gesellschaftlichen Wirklichkeit damals in der DDR auseinander, andere gingen freier mit den Motiven und auf den Fotos dargestellten Szenerien um, ließen sich zu eigenen, teilweise auch sehr persönlichen Geschichten inspirieren, die sich nicht unbedingt in der DDR verorten lassen.

Matthias Weidmann
Koordinator der Schulgalerie „Raum für Kunst“ am Gymnasium Nidda
und Deutschlehrer der Klasse 10b



Bildbeispiel 1 | Siegfried Wittenburg: Karl-Marx-Stadt, 1987



Bildbeispiel 2 | Siegfried Wittenburg: Eheschließung, 1986



Bildbeispiel 3 | Siegfried Wittenburg: Heiligendamm, 1988



Bildbeispiel 4 | Siegfried Wittenburg: Kollektiv, 1983





Abbildung oben und unten: Ausstellungsansichten, Gymnasium Nidda

Elia Hashemi

HITZEFREI

Ich liebte Konzerte. Die laute Musik, die vielen Leute und die gute Stimmung.

Eines Tages saß ich einmal wieder gelangweilt im Russisch-Unterricht, den eigentlich so gut wie niemand von meinen Freunden leiden konnte. Wir gingen auf die Realschule „Lichtenhagen“, die sich im nördlicheren Zentrum Rostocks befand. Ich wohnte gute zwei Kilometer von der Schule selbst entfernt, was somit einen längeren Fußweg darstellte.

Herr Hoffman, unser Russisch-Lehrer erzählte uns gerade etwas über Substantive, bis ich auf einmal Dannys Stimme hinter mir hörte. Er flüsterte mir leise zu: „Robert, ich muss dir was erzählen!“, und tippte mir dabei auf die Schulter. Ich drehte mich zu ihm um und er fing an: „Am Freitag findet ein Konzert am Hafen, in einer alten Werft von BRAUN statt. Willst du mitkommen? Du darfst aber keinem davon nur ein Wort erzählen!“. „Wieso?“, fragte ich ihn verwundert. Er rückte noch ein Stück näher an mich heran und flüsterte ganz leise: „Es wird dort *Hitzefrei* auftreten.“ Ich schaute ihn völlig erstaunt an. „Hitzefrei“ war eine Gruppe, vier Musiker, die illegale Punkmusik spielten, Musik, die bei uns verboten war. Seit mehreren Wochen agierte die Band im Underground verschiedenster Städte wie Berlin, Potsdam oder Leipzig. Sie schlugen sogar schon in den Medien Wellen. Sie wurden von meinen Eltern immer als Gammler mit zerrissenen T-Shirts und Jeans bezeichnet, die gefärbte Haare hatten. Ich hatte zuhause eine alte Funkstation, mit der man auf eine ganz bestimmte Frequenz gehen konnte, wo diese Musik gespielt wurde. Illegal. Ich sagte Danny natürlich sofort zu und fokussierte mich wieder auf den Unterricht.

Es war soweit. Es war Freitag. Ich hatte mich die ganze Woche darauf gefreut und konnte es jetzt kaum abwarten, endlich losgehen zu dürfen. 18:00 Uhr, noch 5 Stunden bis zum Auftritt. Ich legte mich noch ein wenig schlafen, um am Abend mehr Kraft zu haben. Auf einmal wachte ich auf. „Robert!“, hörte ich jemanden vor unserem Haus rufen. Ich hatte mir meine Klamotten schon zurechtgelegt und zog diese so schnell, und so leise ich konnte an. Meine Eltern und mein jüngerer Bruder schliefen schon. Ich schlich mich langsam aus dem Haus und Danny und ich machten uns auf den Weg, zu Fuß. Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde bis zur alten Werft. Als wir an der Werft ankamen, konnte man schon leise Musik von innerhalb der Halle hören. Wir gingen in

die Halle und konnten mehrere Hundert Leute sehen, die allesamt so aussahen, wie meine Eltern sie beschrieben hatten. Wir drückten uns durch die Menge bis ganz nach vorne zur Barrikade durch. Wir standen jetzt ganz vorne. Und es ging los. Die Band kam auf die Bühne und fing direkt mit ihrem ersten Song „Riot“ an. Ich konnte den Text zu diesem Song in- und auswendig, da er mich einfach nur faszinierte. Doch plötzlich bei dem Refrain des Songs, stoppte die Musik und die Lichter gingen aus. „Polizei!“ hörte man jemanden laut rufen. Alle gerieten in Panik und versuchten zum Ausgang zu gelangen, der durch mehrere Polizeioffiziere mit Schutzausrüstung und Schlagstöcken, blockiert war. Ich warf einen Blick zurück auf die Bühne doch *Hitzefrei* war weg. Durch den Hintereingang von der Bühne geflüchtet.

Danny sagte zu mir „Hier durch!“, und fand einen Spalt im alten Metall der Werft. Ich folgte ihm hindurch und wir waren draußen. Entkommen.

Sean Pos

UNACHTSAMKEIT

Das Leben in der DDR war eigentlich ganz erträglich, wenn man wusste, wie man es aushalten konnte. Uns war schon bewusst, dass wir keine freien Menschen waren, aber da konnte man auch nichts dran ändern. Ich und meine Freunde gingen immer in eine bestimmte Disco, ein Geheimtipp.

Der Eingang war durch eine eiserne Tür mit einem Türspion und drei von innen angebrachten Schlössern geschützt, wie in den Gangsterfilmen aus dem Ausland. Unter dem Türspion befand sich eine Schiebeklappe, in die man ein wenig Geld, eine Flasche Bier und ein Papierfetzen mit dem Passwort reinlegte, sodass der Türsteher uns die Tür öffnete. Freudig ließ er uns herein, mit der angebrochenen Bierflasche in der Hand, und begrüßte uns herzlich. Als wir den großen Discosaal betraten, war uns wieder bewusst, dass bis morgen Früh die Welt schön sein würde. Keine Propaganda, keine Verpflichtungen, keinen Stress, einfach nur unsere ganze Angespanntheit rauslassen, sozusagen Energie tanken. Die Wände waren schalldicht, also konnten wir jede Musik spielen, die wir spielen wollten. Lauter West-Rock kam aus den Boxen, so laut, dass jeder Schlag auf das Schlagzeug im Körper spürbar war.

Viele Leute erschienen. Ihre Haare waren gefärbt in allen möglichen Farben, kaputte Jeans, Lederjacken, sie sahen generell sehr rebellisch aus. Alkohol gab es im Überfluss, überall war eine Flasche griffbereit, manche voll, manche weniger gefüllt. Der ganze Abend war ein einziger Trip, wir tauchten tief in einen hedonistischen Lebensstil ein. Es war verrückt. Um 6 Uhr morgens wurden alle rausgeschmissen und ich machte mich auf den Weg nach Hause. Viele Gäste wurden abgeholt, während andere wegtaumelten. Wiederum andere lagen einfach in der Gosse in ihrem Erbrochenem. Am folgendem Morgen stand ich auf, wechselte meine dreckigen Klamotten und machte mir zwei Kaffee gegen den Kater. Danach klingelte es an der Tür. Dort standen zwei Stasi-Beamte, die erschienen waren, um mich abzuholen. Es war ganz klar, letzte Nacht wurden wir von jemandem verpfiffen.

Acelya Osmani und Nexhmie Latifi

VON ARMUT ZU REICHTUM

Mein Name ist Medina und ich lebe in einem Dorf in der Nähe einer größeren Stadt. Ich bin vierzehn Jahre alt und lebe mit meinen fünf jüngeren Geschwistern Heiko, Maik, Eddy, Sandro und Cindy. Meine Eltern sind an einem Autounfall verstorben, als ich zehn war. Ich bin die Älteste von meinen Geschwistern. Seit dem Tod meiner Eltern kümmere ich mich um meine Geschwister und mich. Den Alltag zu meistern fällt mir unheimlich schwer. In die Schule gehen wir nicht, da sie zu weit weg von unserem Haus ist. Ich gehe in einer Bäckerei arbeiten, wo ich jedoch nicht ausreichend verdiene. Mein zwölfjähriger Bruder trägt Zeitungen aus, um mir zu helfen. Wir leben in armen Verhältnissen, in einem Haus, welches nicht den besten Zustand hat. Unsere Fenster sind klein und manche sind eingeschlagen, die Wäsche muss draußen an einer Wäscheleine aufgehängt werden, die Wände sind ebenfalls eingeschlagen und den Kinderwagen muss ich draußen stehen lassen, da drinnen kein Platz ist.

Wir kriegen von niemanden Hilfe, wobei wir sie dringend benötigen. Meine Verwandten leben im Ausland und wir haben keinen Kontakt zu ihnen. Ich bete jeden Tag zu Gott in der Hoffnung, dass er uns helfen wird und hoffe auf Verbesserungen. Ich war nie gläubig, doch seit dem Tod meiner Eltern habe ich nur noch Gott, mit dem ich reden

kann. Ich bat Gott eines Tages in meinen Gebeten, mir ein Zeichen zu geben, um mir zu zeigen, dass er meine Gebete erhört. Ich hielt dies zwar für unmöglich doch trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf.

Eines Tages stand ich nachts verschwitzt auf. Ich ging ins Bad, machte mein Gesicht nass und legte mich wieder in mein Bett. Nach etwa zehn Minuten schlief ich wieder ein und alles fing von vorne an. Ich hörte, wie eine Frau meinen Namen rief: „Medina komm her!“. Ich fragte: „Wer bist du?“ Ich sah die Frau plötzlich vor mir, doch sie lief weg. Ich lief, so schnell es ging, ihr hinterher, doch egal, wie schnell ich lief, sie war schneller. Ich gab es auf und blieb stehen, Schweißtropfen liefen mir über die Stirn und ich atmete laut. „Was soll das?“, schrie ich erschöpft und bekam keine Antwort. „Was soll ich jetzt tun?“, dachte ich mir, ich bin in einer verlassenen Stadt ohne alles. Plötzlich sah ich die Frau wieder vor mir, welche auf eine Werkstatt zeigte. Sie flüsterte: „Geh Medina!“. Ich näherte mich der Werkstatt und sah das Auto meiner Eltern, in dem sie den Unfall hatten und erkannte, dass ich mich in meinem Dorf befand. Ich näherte mich dem Auto und sah das Handschuhfach offen. Ich bemerkte einen Briefumschlag und wollte gerade nach ihm greifen, als…

„Medina steh auf ich habe Hunger!“, weckte mein achtjähriger Bruder mich. Ich stand auf, machte ihm Essen und verrichtete mein Morgengebet. Ich hatte gar keine Konzentration und musste nur an meinen Traum denken, welcher sich so real anfühlte. Ich überlegte den ganzen Tag, bis mir in den Sinn kam, wo sich die Werkstatt aus meinem Traum befinden könnte. Ich zog mich sofort an und sagte meinen Geschwistern, dass ich gleich wieder da bin. Ich nahm mein Fahrrad und fuhr solange durch die Straßen, bis ich die Werkstatt fand, in der ich das Auto meiner Eltern sah. Total verlassen sah die Werkstatt aus und das Auto sehr kaputt. Ich näherte mich dem Auto, öffnete die Tür und sah wie in meinem Traum im Handschuhfach einen Briefumschlag. Ich öffnete den Briefumschlag und sah Hunderte von Geldscheinen. Ich fing an zu weinen, bedankte mich bei Gott, rannte zurück zu meinen Geschwistern, welchen ich erzählte, was geschehen war und eins wurde mir klar. Ab dem heutigen Tag würde alles besser werden und ich wusste, dass ich mich auf Gott verlassen konnte.

Catherine Meckel

DIRK UND TONI IN DER WERKSTADT

An einem heißen Frühlingstag sind Dirk und Toni gerade dabei einen Neuwagen vorzubereiten. Es ist mal wieder ein Trabant, auch genannt Trabbi, aus dem Werk geliefert worden. Sie bereiten ihn zum Verkauf vor, sodass sie ihn später vor die Haustür von Jennifer Schulz fahren können. Der Trabbi ist schon mit 12.000 Mark abgezahlt, also wird er einfach vor die Tür geliefert. Toni und Dirk unterhalten sich während dem Arbeiten. Im Hintergrund läuft „Ich hab den Farbfilm vergessen“ von Nina Hagen.

„Es ist ganz schön warm für Anfang April, meinst du nicht auch, Toni?“ „Ja, du hast Recht. Dieses ständige Arbeiten an den Trabbis macht die Hitze noch unerträglicher. Ich wünschte, es gäbe mal andere Autos, die hier in der DDR hergestellt würden.“, antwortet Toni. Dirk sieht das genauso und antwortet: „Stimmt, ich habe gehört, dass es im Westen größere Fahrzeuge gibt, in die sogar über fünf Personen reinpassen und Trabbis gibt es dort in den verrücktesten und auffälligsten Farben, wie zum Beispiel rot, orange und grün. Bei uns sieht man ja nur graue, blaue und gelbe…“ Toni antwortet: „Ja, ich weiß. Als ich mir vor 2 Jahren einen Trabanten bestellt habe, gab es auch nur diese beiden Farben zur Auswahl und da die gelben 1 Jahr länger Wartezeit haben als die grauen, habe ich einen grauen bestellt.“ „Ich wünschte, ich hätte auch genug Geld, um mir einen Trabanten zu kaufen, aber im Moment fehlt mir noch das nötige Kleingeld dafür. Ich hoffe in ein paar Monaten ist es soweit und dann bestelle ich mir einen in Gelb“, entgegnet Dirk.

Es ertönt im Hintergrund schon wieder „Du hast den Farbfilm vergessen.“ „Manchmal wird meine Sehnsucht nach dem Westen so groß, dass ich überlege abzuhauen. In Bonn soll es ein riesiges Autohaus geben, in dem ich arbeiten könnte“, sagt Toni. Dirk antwortet: „Lass diese Gedanken bloß niemand anderen hören, sonst wirst du noch eingesperrt. Das war bei meinem Cousin nämlich so.“ „Aber verspürst du manchmal nicht das Gefühl abzuhauen, in den Westen?“ „Klar, ich denke mir das jeden Tag, aber das Risiko ist mir einfach zu groß.“ „Ich glaube, ich werde mich das niemals trauen, aber der Gedanke bleibt in meinem Kopf und will nicht raus.“, sagt Dirk.

„Irgendwann haben wir bestimmt die Möglichkeit mal die großen Autos aus dem Westen zu sehen. Bist du mit dem Motor schon fertig?“, fragt Toni.

„Ja, ich bin gerade fertig geworden. Es ist alles bereit. Hast du schon die Scheiben poliert? Die waren total staubig.“ Toni antwortet: „Ja, das habe ich vorhin schon gemacht. Dann kann ich den Trabbi jetzt zu Frau Schulz fahren, oder?“ „Ja, ich suche die Adresse heraus und dann kannst du losfahren.“, sagt Dirk. „Gut, dann bis gleich, wir können dann direkt noch den Trabanten von Herrn Lehmann vorbereiten.“, verabschiedet sich Toni.

So verläuft der Tag der beiden immer. Ein Trabbi nach dem anderen.

Cedric Marquez

DIE SIMME-TOUR

An einem Donnerstagnachmittag nach der Schule traf ich mich mit meinem Kumpel Kai, um an meinem neuen Moped zu schrauben. Wir hatten uns einen 70 ccm Satz bestellt mit einem dicken Krümmer. Unser Ziel waren 120 km/h, damit wir schnell zu einem Konzert konnten, welches morgen stattfindet. Wir freuten uns sehr auf dieses Konzert, da bei uns in der DDR nicht oft Konzerte stattfanden. Nach 2 Stunden Geschraube erreichten wir mit meiner Simme die 90 km/h. Das reichte mir und Kai noch nicht. Nach einer weiteren Stunde erreichten wir immerhin 110 km/h und wir waren glücklich. Kai schlief heute Nacht bei mir. Das Problem war nur, das wir in meinem Bett zusammen schlafen mussten, da wir kein Platz und kein Geld hatten. Meine letzten Ersparnisse hatte ich in meine Simme gesteckt.

Am Morgen standen wir um 6 Uhr auf und ich aß eine Scheibe Brot so wie jeden Tag. Eine halbe Stunde später machten wir uns auf den Weg, ohne Helm und mit der Hoffnung, dass es den Vopos egal ist. Da meine Simme 110 km/h lief, kamen wir sehr schnell und gut vorwärts und hatten somit noch die Zeit, neue Spiegel bei Norman in der Garage zu montieren. Als dies erledigt war, machten wir uns auf den Weg und kamen schnell in die Altstadt von Rostock. Es sah schlimm aus! Überall Löcher in der Wand und die Straße war kaputt. Durch die kaputte Straße baute ich einen Unfall. Mit 85 km/h in ein Schlagloch. Zu zweit, ohne Helm, mit einem Schutzengel. Uns ging es

bis auf ein paar kleine Kratzer gut, jedoch konnte ich dies nicht von meiner Simme behaupten. Der Krümmer hatte eine große Delle und das machte locker 4 PS aus. So konnte ich meine Simme nicht lassen. Sofort gingen Kai und ich mit meinem Moped zu Normen, um sie zu reparieren. Mein Kumpel Kai wurde von seiner Mutter mit dem Trabi abgeholt. Das Konzert am Freitag verpassten wir, aber zum Glück war am Samstag zum Glück noch ein Konzert.

Ich rief Kai an, damit er seinen dicksten Krümmer und Lack Farbe mitbringt. Während Normen und ich auf Kai warteten, unterhielten wir uns über die Politik in der DDR. Wir waren der Meinung, dass es nicht sein kann, dass man solche tollen Häuser wie in der Altstadt Rostocks verfallen lässt, anstatt sie zu renovieren. Mit der Politik waren wir nicht zufrieden. Wir haben schon viele tolle Geschichten über den Westen gehört, dass es dort viel schöner ist, jedoch wussten wir es nicht zu 100%, ob es auch stimmt. Wir konnten es ja auch nicht wissen, da wir nicht in den Westen können. Mein Onkel, welcher aus dem Westen kommt, hat uns letztens besucht und uns eine sehr tolle Geschichte erzählt. Während ich und Norman uns unterhielten, klopfte es an der Tür, es war Kai, welcher vollbepackt hereinkam. Sofort montierten wir die von Kai gebrachten Teile und einen neuen 80 ccm Satz. Kai sagte, dass meine Simme die schnellste im Osten sei. Ich sagte, das könnte stimmen. 2 Takt – Power. Auf einer Gerade packte ich die 150 km/h. Da mein Tacho nicht so genau war, sagten wir, das sie 140 km/h schafft.

Nun machten wir uns auf den Weg zum Konzert. Die Schwalbe von Normen konnte nur bis 90 km/h mithalten, danach zog meine Simme sie ab. Ich konnte sogar Trabis überholen, jedoch machte ich dies nicht oft, da ich Angst hatte, dass ein Polizist in dem Trabi saß. Wir überquerten Straßen, die nicht einmal gepflastert waren. Kai sagte zu mir, dass so was nicht sein kann. Da zweifelt doch jeder normale Mensch an der Regierung. Ich stimmte ihm zu. Um 9 Uhr kamen wir beim Konzert an. Drei Stunden später war es fertig und wir begannen den Heimweg. Ca. eine Stunde später kamen wir bei Normen zu Hause an. Eigentlich zwei schöne Tage in der DDR.

Celina Merkert

DIE WELLEN

Ich lachte, als mein Bruder mich ins Wasser schubste. Es war kalt und löste eine Gänsehaut bei mir aus. Meine langen Haare trieben auf der Wasseroberfläche und meine kalt blauen Augen schimmerten in der Sonne. Langsam lies ich mich durch das Wasser treiben. Meine Hände zitterten leicht, während ich mich wieder an den Steinen aus dem Wasser zog. „Kommst du endlich?“, fragte Sam mich. „Tut mir leid.“, murmelte ich nur leise. Bevor ich mich abtrocknen konnte, zog er mich schon wieder mit sich. „Wir müssen zurück.“, meinte er nur leicht gehetzt. Obwohl eben alles so schön wirkte, wird man immer wieder daran erinnert, dass nichts mehr in Ordnung war. Spätestens als ich auch Schüsse hörte, wurde mir dies wieder bewusst. Wir duckten uns und liefen gebückt zur Felswand, dort setzten wir uns hin und hofften, dass es bald wieder vorbei sein würde. Seit ungefähr einem Jahr ging dies nun so. Damals wurde unsere Regierung vom Militär gestürzt.

Und jetzt versuchen sie mit Gewalt die Gesellschaft auf ihre Seite zu bringen, aber jeder weiß, dass niemand von ihnen ihre Versprechen einhalten werden. Sie wollen alle nur Macht. Während ich zitternd mich dort hinkauerte, spürte ich wie die Wellen immer wieder gegen meine Füße stießen. Langsam bewegte ich meinen Kopf zur Seite und sah meinen Bruder an. Er lächelte mich aufmunternd an, doch ich konnte sehen, wie er nervös mit seinen Ringen spielte. Er sah, dass ich aufgrund meiner nassen Klamotten leicht zitterte. Vorsichtig legte er seinen Arm um mich, um mich etwas zu wärmen.

Ich weiß nicht wie lange wir dort saßen, weil ich irgendwann vor Erschöpfung eingeschlafen bin. Als ich wieder aufwachte, hörte ich keine Schüsse mehr, sondern nur noch das Rauschen der Wellen. Ich fröstelte und merkte, dass mein Bruder mir ein Handtuch übergelegt hatte, damit ich nicht zu sehr friere. Vorsichtig drehte ich meinen Kopf und sah zu Sam. Er sah mit einem starren Blick auf das Wasser und hielt mich leicht im Arm. Ich stieß ihn leicht an und er drehte seinen Kopf in meine Richtung: „Ich denke es ist sicher genug, um nachhause zu gehen. Die Schüsse haben ungefähr vor einer Stunde aufgehört.“, flüsterte er mir zu. Ich nickte mit meinem Kopf und wisperte leise zurück: „Dan lass uns gehen.“ Wir liefen erst den Weg an den Felsen hoch und gingen dann in die Richtung von unserem Dorf. Schon von Weiten konnte man die rote

Fahne erkennen, welche dort wehte. Wir schlurften langsam zu unserem Haus. Gerade, als wir davor standen, wurde die Tür aufgerissen und unsere besorgte Mutter sah uns an. Sie nahm meine Hand und zog mich schnell in das Haus. Es war schön warm drinnen, auch wenn sich die plötzliche Wärme unangenehm

anfühlte. Ich setzte mich auf unser Sofa, neben meinem Bruder, während meine Mutter uns warme Decken und etwas zu essen holte. Ihre laute und immer noch aufgebrachte Stimme konnte man trotzdem durchs ganze Haus hören. Leise seufzte Sam nur und meinte noch kurz: „Es ist ja nichts passiert:“

Dario Noll

WO IST MEIN MOPED?

Es war Mittwoch, ich und mein Kumpel Heiko fuhren grade von der Schule heim mit meiner Simson S51. Wir hatten gerade eine Mathearbeit geschrieben und wollten am Wochenende eine kleine Party feiern. Heiko und ich sollten von unserer Gruppe aus einen Platz ausfindig machen, wo wir ungestört feiern konnten. Wir fuhren durch die Altstadt von Rostock. Es war eigentlich niemand auf der Straße, deshalb dachte ich, das ich ja mal ein wenig schneller fahren könnte, also fuhr ich mit 65 km/h durch die Altstadt. Auf einmal sagte Heiko, der mit mir fuhr: „Achtung da macht einer ein Foto, fahr mal langsamer!“ Ich bremste ab, fuhr aber trotzdem zu schnell in die Kurve und legte mich ab. Uns war zum Glück nichts passiert aber mein Moped war kaputt. Heiko sagte: „Mist wir müssen doch noch einen Platz für die Party ausfindig machen, aber ohne Moped geht das nicht!“ Ich antwortete: „Ja ich weiß, hier in der Nähe wohnt doch Herbert, der hat doch eine Werkstatt. Wir schieben es schnell hin.“ Nachdem wir bei Herbert angekommen waren, schraubten wir direkt los. Da Herbert aber nur noch einen 80 ccm Satz da hatte, mussten wir diesen einbauen. Es war nun schon Abend, ich ließ mein Moped bei Herbert und meine Mutter holte mich mit ihrem Trabi ab.

Am nächsten Tag nach der Schule fuhr meine Mutter mich wieder zu Herbert. Meine Simme war fertig. Ich holte Heiko ab und wir fuhren los nach einem Platz für die Party

zu suchen. Heiko fiel direkt auf, dass mein Moped viel besser lief als am Vortag. Ich hoffte, dass ich jetzt in keine Polizei Kontrolle komme, weil mein Moped jetzt über 100 km/h fuhr. Das war natürlich illegal. Zum Glück passierte uns erstmal nichts. Wir fanden im Wald eine kleine Lichtung, wo wir ungestört wären. Wir schlugen es unseren Freunden vor und sie stimmten zu. Wir machten Freitag 8 Uhr aus. Mittlerweile war es schon Donnerstagabend, ich fuhr heim und wollte eigentlich nur schlafen, als es an der Tür klopfte. Da meine Mutter noch arbeiten war, machte ich die Tür auf. Es war unser Nachbar, ich konnte ihn noch nie leiden, er fragte, wo mein Moped wäre, da es ihm so vorkam als wäre es frisiert. Ich versuchte ihm zu versichern, dass es Komplett original ist. Nach einer halben Stunde ließ er locker und ging wieder. Ich dachte mir erstmal nichts dabei und ging schlafen.

Nun war es Freitag, ich freute mich auf den heutigen Abend und auf die Party. Ich ging raus und wollte zu meiner Simson, um sie raus zu holen. Mir fiel direkt auf, dass die Reifen platt waren. Mir kam das sehr komisch vor, da ich sie gestern bei Herbert noch aufgepumpt hatte. Na ja, ich pumpte sie erstmal auf und fuhr los. In der Schule standen wir in den Pausen immer bei unseren Mopeds. Ich erzählte von der komischen Begegnung mit meinem Nachbar und den platten Reifen. Meine Kollegen dachten, dass mein Nachbar vielleicht bei der Stasi wäre. Ich machte mir jetzt aber keine Gedanken, da ich heute Abend auf die Party gehen wollte. Am Samstagmorgen nach der Party wollte ich wieder mit meinem Moped fahren, doch mir fiel auf, dass es nicht im Schuppen stand. Nach einigen Anrufen bei meinen Freunden stellte sich heraus, dass niemand wusste, wo es war.

David Leithäuser

ROSTOCK 1985

40 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg sind immer noch viele Städte in Ostdeutschland zerstört, Deutschland ist in zwei Hälften eingeteilt. Der westliche Teil, den die USA, Großbritannien und Frankreich besetzt haben, wurde zur Bundesrepublik Deutschland.

Der östliche Teil zur DDR, dabei wurden die Menschen in der DDR stark eingeschränkt. Auch die Hauptstadt Berlin, die mitten in der DDR lag, wurde zweigeteilt, in einen Ost- und Westteil.

Zwei junge Herren begeben sich auf die Reise durch die DDR, um ihre Heimat zu erforschen. Max, 17 Jahre, der Fahrer des Motorrades und Tile, 16 Jahre, der Beifahrer starten in ihrem Heimatdorf Franken in der DDR und ihr erstes Ziel ist das 40 Kilometer entfernte Rostock.

Nach einer zweistündigen Fahrt mit ihrer S51 erreichen sie Rostock. Sie sind erschüttert, dass nach 40 Jahren Krieg die Stadt immer noch so zerstört ist und nur Teile repariert wurden. Die Bevölkerung muss immer noch unter schlechten Verhältnissen leben, was sehr traurig ist. Hingegen lebte der Bevölkerung unter sehr guten Verhältnisse. Max und Tile reisten bis nach Berlin, auf der Reise dorthin erleben sie immer wieder das Gleiche, dass die meisten Großstädte zerstört. Auch die Verhältnisse in Berlin sind traurig, da sie nur die Hälfte von Berlin, aufgrund der Spaltung Deutschland sehen dürfen und es ihnen nicht erlaubt war den westlichen Teil zu besuchen und dort die Lebensumstände mitzuerleben.

Somit können beide auf ihrer kleinen Reise durch die DDR viele Erfahrungen sammeln und stellen dabei fest, dass ihr Dorf von den schlechten Verhältnissen in der DDR nicht so betroffen ist und sie im Vergleich zu den anderen Bürgern relativ gut leben.

Jonathan Krause

KAMPF UM EXELGON V.

Colonel Jack Xando:

Es war dunkel und kalter Wind fegte über die vernarbte Ebene von Exelgon V. Der Wind heulte, als er durch die Spalten der Felswand getrieben wurde, die am östlichen Rand der Ebene aufragte. Colonel Jack Xando schüttelte sich und schlang seine Arme um sich. Feiner Sand, aufgewirbelt vom Wind, rieb ihm über die Haut und prasselte gegen seine Schutzjacke. Er setzte das Fernglas an die Augen und blickte von der Kante der

Felswand auf die Ebene herab. Durch den Schleier aus Sand, konnte er schwach die Konturen der Festungsanlage erkennen, die sein Ziel war. Das Bauwerk erhob sich ungefähr 2 Kilometer von der Felswand entfernt aus dem Boden. Laut seiner Informationen wurde es von einem Regiment aus Kriegsrobotern geschützt und besaß auf mehreren der Wachtürme Luft- und Boden- Abwehrgeschütze. Mehr Informationen hatte er von den Planern dieser Operation nicht zur Verfügung gestellt bekommen. Diese ganze Operation ist ein einziges Wagnis schoss es ihm durch den Kopf. Man rückte gegen einen Feind vor von dem man fast keine Informationen besaß. Überhaupt war ihnen diese Basis erst seit ungefähr drei Monaten bekannt. Ein Hirte hatte sie entdeckt, als er mit seinen Tieren auf dem Weg zur nächsten Wasserstelle war. Ein Raumschiff hatte sich vom Himmel herabgesenkt und der Hirte war ihm gefolgt, um zu sehen, wo es landete. So hatten die Rebellen am Ende von dieser Basis erfahren.

Wie es sich herausstellte, handelte es sich um eine Geheimes Nachschublager, dass die Besatzungstruppen im Notfall mit Ausrüstung und Vorräten versorgen sollte. Diese Basis war das perfekte Ziel für die Rebellen. Wenn sie die Basis eroberten, bekämen sie endlich die Waffen um die Invasoren zu vertreiben. Trotzdem war Xando skeptisch. Sie hatten zu wenig Informationen. Auf einmal sah er im Osten eine Explosion. Der Ablenkungsangriff war gestartet worden. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Er drehte sich um und gab seinen Leuten das Zeichen zum Angriff.

Commander Gordon Johnson:

Commander Gordon Johnson saß an seinem großen Holzschreibtisch und blickte durch den großen Fensterbogen auf den Hof der Festung hinab. Feiner Sand rieb über das hoch feste Fensterglas und wurde vom Wind über den Boden des Hofes getrieben. Der Grund des Platzes sah deswegen aus wie ein wogendes Meer aus Sandkörnern. In der Mitte des Platzes erhob sich die Lenin-Statue und trotzte dem Unwetter wie ein Fels in der Brandung. Am Fuß der Statue erhob sich der Sand zu kleinen Hügeln. Johnson schüttelte den Kopf und wandte sich wieder den Dokumenten auf seinem Schreibtisch zu. Was für ein verdammtes Wetter. Was für ein verdammter Job. Aber allemal besser als jetzt draußen in den Wachtürmen zu hocken und die Umgebung zu überwachen. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Dokumente auf seinem Tisch. Es war eine Bestätigung für eine Munitionslieferung für die Truppen in den Stadtgebieten des Planeten. Seitdem sie diesen Planeten übernommen hatten gab es ständig Unruhen in

den Städten. Einige Leute wollten einfach nicht begreifen, dass sie gekommen waren, um Frieden zu bringen. Sie wollten sich einfach nicht an die Lehre Lenins halten. Sie begehrten auf und griffen immer wieder Soldaten an. Die neue Munitionslieferung wurde für die Stadt Liron gebraucht. Dort waren bürgerkriegsähnliche Konflikte ausgebrochen. Rebellen hatten angefangen die Truppen anzugreifen. Diese Leute waren einfach nicht bereit die Lehre Lenins von Gleichheit zu akzeptieren. Seufzend setzte er seine Unterschrift auf das Dokument und legte es auf einen Stapel neben sich. Wieder blickte er auf die Papierstapel auf seinem Tisch. Noch so viel Arbeit. Draußen fegte der Wind weiter über den Platz und jede Böe trug mehr Sand über die Festungsmauer. Trübselig wandte sich Johnson wieder seiner Arbeit zu. Auf einmal heulten die Sirenen los.

Ethan McRobinson:

„Warnung. Warnung. Kritischer Schaden.“ Der Alarm heulte immer wieder durch das Cockpit des Mechs. „Warnung. Kritischer Schaden.“ Ethan McRobinson heulte wütend auf und schlug mit seiner flachen Hand auf die Kommandokonsole. Dann blickte er aus dem Cockpitfenster. Sein Mech stand in erhöhter Position, so dass er das Schlachtfeld vor der Festung überblicken konnte. Knapp 200 Meter von ihm entfernt, lag das rauchende Wrack eines Zenturions im Staub. Flammen schlugen aus der Brust des Stahlkolosses und sein Arm lag mehrere Meter weit entfernt und zertrümmert am Boden. Ethan hatte sich mit ihm ein heftiges Feuergefecht geliefert, wobei der Zenturion seinem Mech schwer zugesetzt hatte. Der rechte Arm seines Stahlkolosses hing nutzlos hinab und der Torso seines Mechs war mit Kratern überseht. Am Ende hatte Ethan nur dadurch überleben können, dass er einen waghalsigen Sprint direkt in den anderen Mech gerannt war. Er hatte gesiegt, aber zu einem hohen Preis. Nun war sein Mech fast nutzlos für den Kampf. Kurz blickte Ethan noch über die Armaturen, dann bewegte er sich auf den nächsten feindlichen Mech zu.

(Fortsetzung folgt)

Ben Herold

FLUCHT AUS DER DDR

Es ist ein schöner Morgen. Walter steht auf, zieht sich an und geht in die Küche, um sich einen Kaffee zu kochen. Den Kaffee füllt er in eine Thermoskanne, die dann an ihren Platz in seinem Rucksack wandert, direkt neben einem Pack Stullen. Zur Arbeit kann er laufen, denn er ist Automechaniker in einem kleinen Dorf in der DDR. „Guten Morgen Walter!“, rief sein Freund Dirk, der auch Automechaniker ist und vor ihm in der Werkstatt angekommen war. „Guten Morgen!“, erwidert Walter freudig. Seinen Rucksack legt der in den Pausenraum. Da er seinen Freund nicht länger warten lassen will, schnappt der sich schnell eine Werkzeugkiste und beginnt bei der Reparatur eines heruntergekommenen Trabanten zu helfen. Sieht man genauer hin, dann kann man erkennen, dass sie nicht nur den Trabanten reparieren, sondern auch funktionierende Teile austauschen, diese behalten und durch ähnliche Teile von schlechterer Qualität ersetzen.

Nach ihrem langen Arbeitstag, an dem sie drei Reparaturtermine hatten, packen Dirk und Walter alle Teile, die sie gesammelt haben, in ihre Autos und machen sich auf den Weg zum Schwarzmarkt. Autoteile lassen sich dort zu einem guten Preis verkaufen, weil sie normalerweise nur sehr selten oder nur in schlechter Qualität zu erwerben sind. Das Geld werden sie brauchen, denn sie haben einen Plan: Dirk und Walter wollen über die Grenze nach Westdeutschland gelangen. Um das zu schaffen wollen sie einen Westbürger bezahlen, der sie in einem umgebauten Auto, worin sich die Freunde verstecken können, über die Grenze schmuggelt. Sie sparen schon seit drei Jahren das Geld, das sie durch das Verkaufen der Autoteile auf dem Schwarzmarkt erhalten.

Ein Jahr später haben sie genug Geld gespart und sie schreiben einen verschlüsselten Brief in den Westen. Der Brief muss verschlüsselt sein, damit die Staatssicherheit nicht weiß, dass sie flüchten wollen. Eine Woche später treffen sich Dirk und Walter in der Werkstatt. Davor parkt schon ihr Fluchtauto. Sie bezahlen den Fahrer und zwängen sich in die kleinen dunklen Verstecke. Nach einer langen angstvollen Fahrt überqueren sie die Grenze und sind frei.

Jan Lukas Reif

DUNKLE GESCHÄFTE

Leon, Max und Daniel ziehen wie so oft abends durch die Straßen Berlins. Die drei Jungen suchen etwas, nur wissen sie selber noch nicht was, bis Daniel zu den anderen sagt: „Ey Jungs der Alte sieht gut aus“ und die anderen nicken. Im nächsten Moment macht Daniel eine Fingerbewegung zu den anderen und nickt dabei, bevor er auf den älteren Mann zugeht und ihn anrempelt. „Nun passen sie doch auf junger Mann“, sagt der Alte im selben Moment, als Max und Leon ihn von hinten festhalten. Daraufhin gibt Daniel ihm einen Schlag in die Magengrube und räumt den Mantel des Herrn aus, bevor er ihn zu Boden schubst und die drei Jungen rennen weg.

„500, 600, 700 Euro! Jungs, ich fass es nicht“ sagt Daniel „Der alte Sack hatte auch noch eine Goldkette und Zigaretten im Mantel“, antwortet Leon. „Ich würde sagen wir machen uns einen schönen Abend und trinken ein paar Bier? Jungs, wa?“, fragt Leon. Die anderen beiden stimmen zu und so gehen die drei Jungs in eine Wirtschaft und trinken ein paar Bier auf ihren neusten finanziellen Erfolg.

Gegen 12 Uhr verlassen die Jungs die Bar, als Leon sagt: „Verdammte Scheiße, Jungs, guckt euch das an!“. “Er hält das Portemonnaie des alten Mannes und zieht einen Zettel und zwei Fotos heraus. „Was hast du denn wieder?“, sagt Daniel und wirkt dabei nicht weniger genervt, als ein Lehrer dessen Schüler schon wieder die Hausaufgaben vergessen habe. „Hör doch auf mit deiner Scheißart und guck dir das mal an!“, sagt Leon und reicht Daniel Zettel und Fotos. Auf dem Zettel stehen zwei Namen, beide durchgestrichen und Daniel wird sauer. „Was soll das sein, warum machst du so eine…“, Daniel stockt, als er die Fotos sieht. „Scheiße was ist das?“, sagt er und wird kreidebleich. Auf den Fotos zu sehen sind zwei Leichen, ein Mann Mitte vierzig und ein anderer Anfang zwanzig. Beide tot und unter beiden Fotos steht jeweils ein Name. Max mischt sich ein und sagt: „Jungs keine Sorge, wir haben doch den Namen von dem alten Mann. Wir gehen zur Polizei und…“ „Polizei?!“, fragt Daniel. „Hast du sie noch alle?! Weißt du überhaupt, wieviel Geld wir dem Alten aus der Tasche ziehen können, wenn wir ihn mit diesen Informationen erpressen?“. „Du bist doch wohl verrückt“, sagt Max und dreht von seinen beiden Freunden ab. „Behaltet euer Geld. Ich möchte damit nichts zu tun haben.“ „Alles klar, dann renn eben heim, du Idiot! Wir machen noch richtig Geld ohne dich“ schnauzt Daniel Max an und sieht im nach wie er davonläuft. „So eine Chance lasse ich mir nicht entgehen“, sagt er und zündet sich eine Zigarette

an, während ein silberner Mercedes vorfährt und drei Männer aussteigen. „Das ist er!“, sagt einer der Männer und Daniel erkennt ihn an seiner Stimme und ruft zu Leon: „Scheiße das ist der Alte von vorhin, wir müssen abhauen, aber schleunigst“ und beide rennen davon.

Jose Collazos Q.

BIS DER TOD EUCH SCHEIDET

„Ich erinnere mich noch gut an diesen Tag“, sagte sie zu mir, ihre Stimme brach vor Schluchzen. Sie weinte über die fast getrocknete Blutlache. Vor ihr lag ein Mann, leblos und mit blassem Gesicht. Er hatte schon vor einiger Zeit seinen letzten Atemzug getan, obwohl die Fäulnis seinen Körper noch nicht übernommen hatte. Seine blauen Augen blickten tief in das Fenster im hinteren Teil des Zimmers, durch das die letzten Lichtstrahlen eines ungewöhnlich kalten Wintertages einfielen. Zwei kleine Löcher störten die seltsam friedliche Ruhe des Toten. Eines in der Brust und eines in der Stirn. Beide von einem dunkelroten Fleck umgeben.

„Es war einer der ersten Tage des Sommers“, fuhr sie fort, „Im vergangenen Frühling war es besonders bewölkt gewesen, und die ersten Sonnenstrahlen brachten Farbe in das graue Rostock. Er hatte mich einige Monate zuvor zum ersten Mal gefragt, ob ich ihn heiraten wolle, aber ich hatte abgelehnt. Ich war nicht bereit, inmitten der ständigen Angst, in der ich lebte, eine Familie zu bilden. Wenn man das Haus zu oft verließ, sich mit der Familie oder Freunden traf oder etwas tat, was für die Anhänger der Regierung merkwürdig sein könnte, konnte das leicht zur Verfolgung oder Entführung führen. Ich wollte mir nicht vorstellen, wie es für diejenigen sein würde, die ich liebe, wenn das Leben mit diesen Schrecken für mich selbst schon erdrückend war. Es gab nicht wenige meiner Kollegen oder Nachbarn, die einfach über Nacht verschwunden waren. Ich konnte nie Fragen stellen. Das sollte ich nicht, sonst wäre ich die Nächste. Ich musste mit dem Zweifel leben, ob die Partei sie „zum Schweigen“ gebracht hatte oder ob sie in den Westen geflohen und in die Freiheit gelangt waren. Nach dieser Freiheit sehnte ich mich auch“.

Sie hatte aufgehört zu weinen, doch jetzt zeigten ihre Augen mehr Schmerz als ihre Tränen. Ich verstand nicht, warum sie mir das, einem praktisch Fremden, erzählte. Ich

habe nur ihnen geholfen, über die Grenzen zu kommen. Ich kannte sie vor ein paar Stunden noch nicht und der einzige Kontakt, den wir gehabt hatten, war ein kodierter Brief. Normalerweise war diese Art der Kommunikation sehr gefährlich, denn die Stasi konnte leicht die Sender, aber sie hatten es geschafft. Dem Schreiben war eine große Anzahl von Rahmen beigefügt. Wir kannten uns von der Arbeit und unterhielten uns ab und zu in den kurzen Pausen, wenn wir Glück hatten und es welche gab. Es war gut bekannt, dass man niemandem trauen konnte, aber ich glaube, sie musste mich aufgrund der Situation bitten, sie nach Hause zu begleiten. Ein einziger Kommentar eines Mitarbeiters hatte genügt, um ihr Lächeln in ein besorgtes Gesicht zu verwandeln. „Ich wünsche dem Feind der Partei eine gute Reise“, glaube ich in dem Flüstern gehört zu haben. Er sagte das mit einem Blick voller Bosheit. Kurze Zeit später fanden wir die tragische Szene. Ich sah ein paar Koffer in der Ecke des kleinen Zimmers. Bis zu diesem Moment hatte ich sie nicht bemerkt.

„An diesem Tag machte er mir zum zweiten Mal den Heiratsantrag. Ich wollte wieder ablehnen, als ich etwas Anderes sah. Neben dem schlichten Verlobungsring lag ein kleiner Zettel mit der Aufschrift: „Ich weiß, wie wir nach Lübeck kommen können… möchtest du mit mir gehen?“. „Ich nahm darauf an“. Ich konnte ein kleines Lächeln erkennen, aber bald brach sie wieder in Tränen aus. „Verdammte Idee. Ich war eine Närrin zu glauben, dass es funktionieren würde. Wir sprachen nicht einmal darüber, wenn wir allein waren. Wenn er mir etwas darüber sagen wollte, schrieb er es auf einen Zettel, den ich lesen sollte. Wir konnten nicht sicher sein, dass uns niemand durch die dünnen Wände hören konnte. Ich vermute, es war bei einem der plötzlichen Stasi-Besuche, als sie die Koffer sahen…“. Ich wusste schon, wie die Geschichte endet.

„Wir heirateten im Sommer, Ende August. Nur einige wenige Angehörige waren eingeladen. Wie ließen uns mit einem alten, schick herausgeputzten Auto und offenem Verdeck vor das Standesamt fahren. Die Situation hatte etwas Romantisches an sich, da wir beide als Braut und Bräutigam gekleidet waren. Die Standesbeamtin versuchte, eine emotionale Ansprache zu halten und uns im Sinne des Sozialismus eine glückliche Zukunft zu prophezeien. Obwohl ihre Worte wie ein schlechter Scherz klangen, war mir das egal. Nicht einmal das Porträt des Staatschefs an der Wand, das auf uns herabblickte, schadete meinem Tag. Ich hatte das Gefühl, dass ich der Freiheit näher war. Dass ich den Mann auf dem Bild besiegt hatte. Ich war glücklich. Das Problem war, dass wir nicht glücklich sein dürfen.“.

Sie lehnte sich aus dem Fenster hinaus, wahrscheinlich um etwas frische Luft zu atmen. Es war bereits dunkel, aber sie schaute in Richtung der Stelle, wo die Sonne untergegangen war, als ob sie das Licht suchte.
Gerade als sie sich an mich wandte, um etwas zu sagen, unterbrach ein Pfiff die stille Nacht. Sie fiel auf den Boden mit einem kleinen Loch in der Stirn wie das ihres Mannes. Mit einer unklugen Bewegung lehnte ich mich ebenfalls aus dem Fenster, in der Hoffnung zu sehen, woher der Schuss gekommen war. Ein zweiter Pfiff. Alles wurde dunkel.

Juliane Bienek

DIE SCHWESTER

Ich musste niesen, als ich aus dem Haus trat. Meine Augen tränten von der plötzlichen Helligkeit. Während ich immer noch gegen die Sonne anblinzelte, sah ich, dass sich einer der beiden Polizisten vor mir, umgedreht hatte. Er musterte mich, meine engen dunklen Klamotten, die Stiefel und auch meine kurzen Haare waren auffällig. Ich bemerkte, dass er mir nicht vertraute. Meine Menschenkenntnisse sind in den letzten Jahren immer besser geworden, trotzdem fühlte ich mich in der Situation nicht wohl. Normalerweise fällt es mir nicht schwer unauffällig zu sein, aber normalerweise weiß ich auch vorher, dass ich nicht auffallen darf. Ich kann mich gut verstellen, was letzten Endes auch mein Beruf ist, aber in diesem Moment kam ich mir eingeengt vor. Langsam sah ich ihn an und lächelte so freundlich und unauffällig wie ich kann. Als die beiden Polizisten endlich weiterliefen, atmete ich erleichtert auf. Zügig machte ich mich wieder auf den Nachhauseweg.

Mein Schlüssel klickte im Schloss und die Tür ging mit einem leisen Knarzen auf. Ein leises Bellen brachte mich zum Lächeln, während ich in meine Wohnung trat. Der kleine Hundewelpe, der eben gebellt hatte, kam nun auf mich zugewankt. Während ich meine Stiefel abstreiche, streichelte ich ihn kurz hinter den Ohren. Ich hob den Kopf wieder, als ich auch die Mutter des kleinen Welpen auf mich zu kommen sah. Auch diese

kraulte ich kurz und lief dann zu meinem Schreibtisch. Ich warf achtlos die nächste Akte auf den Holztisch. Hier lagen schon viele dieser Akten, mit Informationen über die verschiedensten Personen. Immer wenn die Akte einer Person auf meinen Tisch liegt, weiß ich schon, dass diese nicht einmal mehr einen Monat zu leben hat. Ich habe schon Mörder, Betrüger und Terroristen umgebracht. Ich helfe den Frieden zu bewahren und schütze die Menschen. Ich setzte mich an meinen Tisch und schlug die Akte auf. Das freundliche Gesicht eines jungen Mannes lächelte mich von dem Bild an.

Als es dunkler wurde, nahm ich Echo, meine Hündin, an die Leine und schnürte mir den Mantel um. Es war kühl draußen und ich zog den Gürtel meines Mantels noch enger. Bei dieser Bewegung bemerkte ich, wie sich das kühle Metall meiner Pistole an meine Seite drückte. Meine Stiefel waren hoch und gaben einen guten Halt. Während ich bei meiner Perücke eher das Gefühl hatte, dass sie mir gleich von dem Kopf weht. Meine Augen waren dunkel geschminkt und mein eigentliches Ich war nicht mehr zu erkennen. Ich musste eine Weile laufen, bis ich zu dem abgelegenen Haus kam. Das Licht war an und man konnte immer wieder einen Schatten sich bewegen sehen. Ich zögerte kurz, bis ich dann zu der Tür ging, aus meiner Handtasche nahm ich erst ein paar schwarze Handschuhe und dann meine Maske. Sie war dunkel und man konnte meine Gesichtszüge dadurch nicht mehr erkennen. Ich klingelte und wartete, dass mir die Tür geöffnet wird. Als dies nicht der Fall war und ich nur sehen konnte wie jemand die Lichter ausmacht, lief ich um das Haus zu den hübschen bodentiefen Fenstern. Nur ein Schuss reichte mir, um das Fenster genug zu beschädigen, sodass ich den Rest eintreten konnte. Ich stieg über die Glasscherben und setzte Echo danach auf den Boden. „Finde ihn“, meinte ich nur zu ihr und löste die Leine von ihrem Halsband. Echo lief los, ich folgte ihr und merkte wie laut meine Schritte in dem leisen Haus waren. Ich folgte ihr bis in die Küche und sah in dem leichten Mondlicht die Umrisse des verängstigten Mannes. Er hatte sich ein Messer genommen und hielt mir dies zitternd entgegen. Ohne zu zögern richtete ich meine Pistole auf ihn und drückte ab, ein Knall und danach ein Schrei: Aus einer Ecke löste sich eine weitere Person, welche ich bisher noch nicht bemerkt hatte. Bevor ich wieder reagieren konnte, hatte die Person an meine Waffe gegriffen. Ich riss sie zur Seite und drückte einfach ab. Der Schuss verfehlte und in den Augenwinkel konnte ich sehen, wie Echo aus dem Raum lief. Die Person schlug nach mir, doch ich schaffte es auszuweichen und zog ihr Bein weg. Sie fiel zu Boden und ich stellte mich über sie und zielte. Doch noch bevor ich abdrücken

konnte, hörte ich die bettelnde Stimme einer Frau. „Bitte, bitte bring mich nicht um!“, ihre Stimme war leise, aber trotzdem konnte man sie besser hören, als wenn sie geschrien hätte. Mein kurzes Zögern nutzte sie aus. Ich realisierte erst was passiert war, als ich mir langsam das Messer aus dem Bauch zog. Mein eigenes Blut tropfte davon ab und ich fiel zu Boden. Erst jetzt setzte auch der Schmerz ein und ich fühlte mich so hilflos, wie noch nie zuvor. Das letzte Mal, als ich mich annähernd so gefühlt hatte, war, als man mich mit 16 Jahren von meiner Familie getrennt hatte.

Ich sah die Tränen der Frau und sie kniete sich neben mich, ich war eine Unbekannte, eine Auftragsmörderin und trotzdem verachtete sie mich nicht. Es war dieser Moment, in den ich bemerkte, dass es nie mein Recht gewesen war, alle diese Leben zu nehmen. Langsam und zitternd hob ich meine Hand und zog mir meine Maske vom Gesicht, danach zog ich mir noch meine Perücke herunter und sah nun wieder die junge Frau an. Doch ihr Blick war nicht mehr traurig, sondern panisch.
„Lilith“, meinte sie plötzlich. Während ich merkte, dass ich langsam starb, hörte ich sie immer und immer wieder meinen Namen rufen. Die Stimme kam mir bekannt vor, aber ich wusste noch nicht woher. Mein letzter Gedanke den ich noch hatte war: Das ist meine große Schwester. Ich wollte meine Augen noch einmal öffnen, doch es war zu spät.

Juliette Jekov

SEHNSUCHT

Freiheit. Müsste ich das Gefühl, in die scheinbar unendliche Weite des Meeres zu schauen, in einem einzigen Wort beschreiben, wäre es dieses. Ich komme oft an diesen Ort, wenn ich Sorgen habe, traurig bin oder einfach nur den Alltagsstress hinter mir lassen will. Eben dieses Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, dass die See auf mich ausstrahlt, lässt mich für einen Augenblick vergessen, dass ich gar nicht frei bin. Schon als ich noch klein war habe ich diesen Ort immer aufgesucht, schließlich war das Haus meiner Eltern nur wenige Minuten südlich von der Ostsee entfernt. Sie lag von dort aus

direkt hinter einem kleinen Wäldchen und am Ufer ragte ein aus Steinen gemauerter Steg in das Wasser. Ich traf dort die unterschiedlichsten Leute an; Müttern mit ihren Kindern, Paare, Kinder, Jugendliche, Hundebesitzer und viele andere. Manchmal stand ich auch ganz alleine dort und hörte dem leisen Rauschen der trüben Wellen zu. Doch ich werde nie vergessen, wie es war, mit dir zum ersten Mal hier her zu kommen.

Es war ein düsterer Oktobertag gewesen, als sich auf einmal überraschend die Sonne gezeigt hatte. Wir saßen einfach nur dort und haben stundenlang geredet, sodass wir sogar vergaßen zum Abendrot nach Hause zu kommen. Du hast mir von deinem Traum erzählt, eines Tages über das Meer in ein fernes Land zu reisen und die Welt zu erkunden. Ich hatte das Meer bis zu jenem Tag immer als eine unüberwindbare Grenze empfunden, wie die Tür eines Käfigs, die uns hier einsperrte, doch du hast mir klargemacht, dass die Welt aus viel mehr besteht. Wir haben uns damals geschworen, dass wir eines Tages gemeinsam über das Meer in ferne Länder reisen wollten.

Es ist jetzt bereits 5 Jahre her, dass du gestorben bist, und jeden Tag vermisse ich dich mehr. Doch ich werde unser Versprechen halten. Ich werde dafür sorgen, dass sich unser gemeinsamer Traum eines Tages erfüllt. Jeden Tag lege ich mir etwas Geld zur Seite, in der Hoffnung, dass ich eines Tages, wenn die Zeiten sich ändern und wir hier nicht mehr gefangen sind, meine… nein, unsere Reise antrete. Ich werde es schaffen. Für dich. Für uns. Für unseren Traum.

Katharina Heß

AUF DEN SPUREN DER VERGANGENHEIT

Es war der Beginn eines lauen Sommertages, als Elisabeth Meuer ihre lang ersehnte Reise auf der Suche nach ein wenig Freiheit und ihren Wurzeln antrat. Sie hatte lange darauf gespart und ihre Sehnsucht ist von Tag zu Tag gewachsen. Nun würde sie endlich das Meer sehen, auf dem ihr Vater sein Leben lang unterwegs war. Sie würde nun ein neues Leben beginnen, was hoffentlich freier wird als ihr Altes in dem heruntergekommenen Haus ihrer verstorbenen Eltern, welches von dunklen

Erinnerungen geprägt ist. Nun packte sie also ihre Sachen, welche sich auf zwei lederne, abgenutzte Reisetaschen beschränkten und ging zum Bahnhof.
Bei der Zugfahrt sah sie Häuser, Felder und Wälder vorbeifliegen und gelegentlich die Grenztürme, besetzt mit Wachmännern mit ihren aufmerksamen Augen, denen nichts entgeht. An ihrem Ziel hielt sie Ausschau nach ihrer Tante, bei der sie nun das Gästezimmer beziehen würde. An ihrem flatternden Rock und den langen, lockigen braunen Haaren war sie leicht in der Menge zu erkennen. Offenbar hatte sie Elisabeth schon entdeckt, denn sie lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Sie wurde in eine herzliche Umarmung gezogen und überschwänglich begrüßt. Gemeinsam liefen sie zum alten Trabbi der Familie und verstauten das Gepäck, bevor sie zu ihrer circa 30-minütigen Fahrt Richtung Ostsee aufbrachen. Das Haus lag in einem kleinen, beschaulichen Örtchen und es waren nur 5 Gehminuten zum Meer. Im Vergleich zu ihrem früheren Wohnsitz war es der reinste Luxus, obwohl es nur aus einem kleinen Wohnzimmer mit Kochnische, einem Schlafzimmer, zwei Bädern und einem kleinen Gästezimmer in der Größe einer Besenkammer bestand. Doch sie legte nur ihre Sachen ab und verließ das Haus wieder, um endlich zum Meer zu gelangen.

Nun stand sie also auf dem Steinsteg und blickte auf die Weite des Meeres hinaus. In der Ferne konnte sie die schemenhaften Umrisse dänischer Inseln sehen, welche sie wohl nie betreten würde. Sie dachte zurück an ihren Vater, welcher so lange sie denken konnte auf diesem Meer als Kapitän des Dampfers ,,Europa 5“ unterwegs war. Die Sonne schien hell und strahlend und ließ den Ozean blau glitzern. Beim Anblick daran dachte sie an die Geschichten, die ihr Vater ihr immer erzählt hatte, als er von einer seiner Reisen zurückkehrte. Er schwärmte immer davon, wie sehr ihn das Wasser in seinen Bann zog und wie schnell man sich in dem leisen Wogen der Wellen verliert. Sie dachte auch an ihre Mutter, die es leider nie geschafft hatte, die Schönheit des Meeres zu betrachten, da sie für den kleinen Hof sorgen musste und schließlich schwer krank wurde. Sie hatte immer geglaubt, außer ihrer Tante hätte sie keine Verwandten mehr, was sich jedoch schlagartig geändert hatte, als sie auf dem Dachboden ihres Elternhauses in einer Kiste diesen vergilbten Zettel gefunden hatte, welcher sich als Stammbaum entpuppte und der sie nun hier an die Ostsee geführt hatte. Während sie jetzt also auf das Meer hinausblickte, begann sie darüber nachzudenken, wie es nun wäre, wieder eine Familie zu haben und nahm sich, begleitet vom Rauschen des Meeres, vor, nun nach Antworten zu suchen.

Kathleen Zoe Wagner

NOVEMBER

November 2021 - vor genau 35 Jahren gaben Udo und Anja sich das Ja-Wort. Es war oft nicht leicht, dort, wo sie aufgewachsen waren und lebten. 25 Jahre vor ihrer Heirat war die Mauer gebaut worden.

Anja kam aus einem gut christlichen Haus. Ihre Jugendliebe Udo lernte sie schon früh kennen. Er war ein guter Freund ihres knapp drei Jahre älteren Bruders Horst gewesen. Oft musste dieser sich um seine kleine Schwester kümmern. Rolf, der Vater der beiden, war Beamter und diente dem Staat. Die Mutter, Heidi, beherrschte seit ihrer Kindheit zwei Instrumente ausgesprochen gut: Klavier und Geige. Sie gab an einigen Schulen Musikunterricht und war auch als Privatlehrerin tätig. Dennoch waren die Eltern viel unterwegs, und Horst und Anja während dieser Zeit allein zu Hause. Sonntags besuchte die Familie den Gottesdienst in der Kirche, womit sich Horst allerdings - im Gegensatz zu seiner Schwester - nie richtig identifizieren konnte. Oftmals lud Horst, wenn die Eltern unterwegs waren, heimlich einige Freunde nach Hause ein. Anja fand das meist nicht so gut, und zu allem Übel rauchten die meisten seiner Kumpels auch noch. An einen Tag im November erinnert sich Anja auch heute noch genau. Denn an jenem Tag trat sie in das Zimmer ihres Bruders. Sie war damals 16, die Jungs 19 Jahre alt. Der Grund war, dass es sehr stark zu regnen begonnen hatte, wodurch die Fahrräder und Roller der Kumpels sehr nass wurden. Nein, Horst und seine Truppe hatten vom stürmischen Herbstregen nichts mitbekommen, denn wie meistens hörten sie ihre Musik auch an jenem Tag in einer solchen Lautstärke, dass sie womöglich nicht einmal mitbekommen hätten, wenn Anja gestürzt wäre. Die schüchterne Anja aber nahm ihren Mut zusammen und ging in das Zimmer ihres Bruders und direkt zur Musikanlage hin, um diese auszuschalten. Während Anja die vier Meter von der Tür zu Anlage ging, schaute sie weder nach rechts noch nach links. Horst sah sie erstaunt an, weil sie sich bislang niemals getraut hatte, zu den Jungs zu gehen. Lediglich ein schüchternes „Hallo“ zur Begrüßung war von ihr gekommen, wenn Horsts Kumpels ins Haus eintraten. Doch nun staunten die Jungs nicht schlecht, als sie Anja ins Zimmer kommen sahen. Aber auch Anja staunte nicht schlecht, als sie Udo sah…..

Lange Zeit durften Anja und Udo keinen Kontakt haben, weil die Eltern aufgrund ihrer Einstellung zu Moral und Religion strikt dagegen waren. Deshalb trafen sich die beiden monatelang heimlich, bis Anja volljährig und Udo 21 Jahre alt war. Schon kurze Zeit

später hielt Udo um Anjas Hand bei deren Eltern an und sieben Monate danach traten die beiden in den Bund der Ehe. Horst hatte allerdings durch einen Streit mit den Eltern für ein paar Monate keinen Kontakt zu ihnen gehabt, doch kurz vor Anjas und Udos Hochzeit versöhnten sich die drei wieder, worüber alle, besonders aber das Hochzeitspaar, sehr glücklich waren.

Aufgrund der zu jener Zeit herrschenden politischen Umstände heirateten Anja und Udo nur standesamtlich. Sie wurden von einem eleganten, offenen Wagen vor das Standesamt gefahren und von einer Standesbeamtin getraut.

Nun, 35 Jahre später, sitzt das verheiratete Paar gerne zusammen und denkt an jene turbulente, aber auch in gewisser Weise schöne Zeit zurück.

Lisa Frischmuth

DIE TASCHE

Ich schaute auf mein Handy. 21.03 Uhr. Schon 3 Minuten zu spät, langsam wurde ich nervös. Ich stand vor einem heruntergekommenen Haus, mitten im Nirgendwo. Vor lauter Aufregung fing ich an mich umzuschauen, um mich ein wenig abzulenken. Da fiel mir auf, dass dort viel Schrott herumlag und ich begann mich zu fragen, was für ein Gebäude das hier war. Jedoch wurde ich schnell aus meinem Gedanken gerissen, als ich das Klingeln meines Handys wahrnahm. Ich stellte die Tasche vorsichtig auf den Boden und holte zitternd mein Telefon aus der Tasche. Unbekannt. Das mussten sie sein! Ich nahm das Telefonat an und stotterte in den Hörer: „Ha-Hallo?“ „Laufen Sie 500m Richtung Wald, den Hügel hoch. Dort steht ein Auto, wo Sie die Tasche auf den Rücksitz legen werden. Weitere Anweisungen folgen.“ „Wo ist mei…“, aufgelegt. Unruhig nahm ich die Tasche wieder in meine Hand und folgte den Anweisungen. Auf dem Weg schaute ich mich mehrfach um, jedoch war nichts zu sehen. Als ich den Hügel erreichte, merkte ich wie mein Pulsschlag immer schneller wurde. Oben sah ich dann einen schwarzen Kleinwagen, dessen Tür hinten links offenstand. Zögernd näherte ich mich dem Wagen und legte die Tasche auf den Rücksitz, so wie es von mir verlangt wurde. Plötzlich erklang der Ton meines Handys. Sie müssen mich beobachtet haben. Zitternd nahm ich mein Handy und sagte: „Ich habe alles getan, was Sie von mir wollten. Wo ist mein Sohn?“ Stille. Ich war irritiert, hatte ich was Falsches gesagt?

Langsam breitete sich Panik in mir aus, als sich eine Stimme meldete: „Es gab eine kleine Planänderung…“ Dann legte er auf. Mir stockte der Atem. Was meinte er damit? Haben Sie meinen Sohn vielleicht…? Diese Vorstellung war so schlimm, ich konnte nicht einmal darüber nachdenken. Plötzlich spürte ich eine Hand auf meinem Mund. Mein Atem wurde immer schneller, ich versuchte um Hilfe zu schreien, doch es war nur ein dumpfer Ton zu hören. Ich wollte mich wehren, jedoch wurde ich immer müder, bis ich ohnmächtig wurde.

Als ich langsam wieder zu mir kam und sich meine Augen an das Licht gewöhnt hatten, schaute ich mich in dem ganzen Raum um. Ich merkte, wie Panik in mir hochschoss, als ich langsam realisierte, was eigentlich gerade geschehen war. Ich wurde entführt! Hektisch suchte ich einen Ausgang, doch bemerkte ich schnell, dass ich keine Chance hatte. Ich wollte gerade aufgeben, da hörte ich eine Stimme: „M-Mama?“ Ich blieb wie angewurzelt, mitten im Raum stehen. Wie in Zeitlupe drehte ich mich um und entdeckte meinen Sohn unter einem alten Bett in dem Raum liegen. Ich brach in Tränen aus, kniete mich auf den Boden, streckte meine Arme aus und flüsterte mit zitternde Stimme: „Mein Schatz. Komm…komm her zu mir. Es ist alles gut!“ Zögernd krabbelte mein Sohn unter dem Bett hervor und ich schloss ihn erleichtert in meine Arme. Dann hämmerte es an der massiven Stahltür und ein kleiner Schlitz öffnete sich. Ein komplett vermummtes Gesicht schaute uns an, lediglich die Augen waren zu erkennen. Ich stand auf und stellte mich schützend vor meinen Sohn, ich würde ihn nicht nochmal verlieren! „Ich hoffe für euch, dass dein Mann das restliche Geld zahlt, sonst wird das sehr unschön für euch ausgehen!“, sagte er, öffnete einen weiteren Schlitz und gab uns ein Tablet mit Essen. Dann schloss er sowohl den Schlitz, durch den er schaute, als auch den, durch den er uns das Essen gab und ich hörte wie sich große Schritte entfernten. Ich gab die Hoffnung schon auf, als plötzlich ein lautes Geräusch meine Aufmerksamkeit erweckte. „Polizei!“ Darauf folgten mehrere laute Töne, die ich als Schüsse interpretierte. Nach kurzer Zeit wurde alles still und Schritte näherten sich unserer Tür. Ich nahm meinen Sohn ganz fest in meine Arme. Ich hörte, wie jemand versucht die Tür zu öffnen und ich wusste nicht, ob es die Polizei oder einer der Entführer sein wird. Ich schaute aufgeregt zur Tür und als sie sich öffnete, sah mich ein bekanntes Gesicht an. Ich erkannte sofort, dass es der Kommissar war, der bei uns Zuhause den Peilsender in der Tasche angebracht hatte. Erleichtert gab ich meinem Sohn einen Kuss, schaute ihn an und sagte: „Keine Sorge, wir sind jetzt in Sicherheit!“

Lynne Disser

BEWEGTE ZEITEN UND ERINNERUNGEN

Der erste Satz ist stets der schwerste, es ist der erste Eindruck, den die Geschichte hervorruft, hat die gleiche Bedeutung wie der letzte Satz, den es auch irgendwann zu schreiben gilt. Da ich diesen ersten Satz geschafft habe, mehr schlecht als recht, dass gebe ich zu, will ich starten mit dem, was ich zu sagen habe, bevor nur noch die Leere bleibt, so durchdringend wie das Dunkel zwischen den Sternen und so unvermeidlich wie unser Zerfall nun mal ist, ohne jemandem zu nahe treten zu wollen.

Die meisten Erinnerungen sind unklar, fast so, als hätte ich sie schon zu lange aufbewahrt und nun würden die Seiten nach und nach zerfallen oder die Tinte ausbleichen, weil die Seiten zu oft aufgeschlagen und gelesen wurden. Immer und immer wieder. Doch dies macht das, was bleibt nur bedeutsamer.

Ich werde nicht am Anfang beginnen, denn es ist kaum zu erwarten, dass ich mich rund 93 ereignisreiche Jahre später, und voll von bedeutsamen, geschichtlichen Ereignissen waren sie, noch an meine Geburt erinnere, doch was geblieben ist und mir bis zum Lebensende bleiben wird, ist meine zweite Geburt, der Beginn eines neuen Lebensabschnitts mit meinem liebsten Friedel.

Kürzlich verstarb er und auch dieser Tag ist ähnlich wie ein Brandfleck unauslöschlich in meine Erinnerungen eingebrannt. Ein weiterer Grund vom schönsten Tag des Lebens zu berichten: unserer Hochzeit. Soweit zurückliegend und doch sticht er klar heraus inmitten trüber Tage und verblassender Bilder.

Aber doch die Angst vor dem Vergessen bleibt, drum halt ich es fest, solange es geht und mich beim Anblick unseres Hochzeitfotos die Liebe erschrickt, die noch immer unvermindert, eher beflügelt durch die Jahre, in meinem Herzen pocht seit damals, gepaart mit der Trauer, ausgelöst von dieser geschichtsschreibenden Empfindung.

Mitten im Frühling (oder später Winter), erinnere ich mich als wäre es gestern, vielleicht vorgestern, gewesen, machte Friedel seinen Antrag. So romantisch (und kitschig wie er es ausdrückte) als wäre die Szene aus einem meiner Romane herausgeschrieben worden. Stürmisch wie wir waren, aufgedreht und vollkommen berauscht konnte die Hochzeit nicht früh genug kommen und schnell schienen uns die Tage zu entgleiten und da stand er herausgeputzt im schwarzen Anzug.

Und trotz all des Wirbels dieser Zeit und der Welt in der wir lebten und in der unsere Zukunft vor uns lag wie ein unbeschriebenes Blatt, allerdings in diesem Land mit klaren Zeilen- und Formvorgaben, an die es sich strikt zu halten galt, zählte in diesem Augenblick das alles nicht. Man kann es immer noch auf dem Foto erkennen wie allumfassend glücklich und verliebt wir waren, trotz des wachenden Blickes des Staatschefs, der uns alle stetig an seine Anwesenheit und die seiner Handlanger erinnerte. Doch in diesem Moment war uns all das fremd und ich bezweifle stark, dass nicht jeder der Anwesenden von einem Gefühl der Liebe und Zuneigung bewegt war. Wie ginge es auch anders. Junge Liebe ist wohl mit das Faszinierendste und Fesselndste, nicht nur für all die Romanschreiberlinge, die versuchen ihr Publikum zu unterhalten. Bei der Hochzeit meiner Tochter erging es mir genauso und für einen kurzen Augenblick sah ich mich an ihrer Stelle. Mit strahlenden Augen in einem wunderschönen Kleid. Oft ergeht es mir noch so, wenn ich dieses Bild betrachte. Doch auch Verbitterung ist nicht zu vermeiden. Es war keine schöne Zeit, eine Zukunft mit Kindern zu planen. Nicht, wenn man dem System nicht zustimmte, und das taten wir beide nicht. Also stellten wir uns taub und blind, konnten weder reden noch schweigen, aber gaben unser Bestes, uns eine glückliche Zukunft zu schaffen. Und die hatten wir auch.

Marie Maurer

DIE VOLKSPOLIZISTEN

An einem lauwarmen Nachmittag war eine Gruppe an Jugendliche unterwegs, um ihre Freizeit gemeinsam zu verbringen. Sie waren laut und man hörte ihr Lachen noch in den Nachbarstraßen. Dadurch wurden zwei Polizisten stutzig, jedoch schien es den Jugendlichen egal zu sein, da sie ja nichts machten, wofür sie in Schwierigkeiten geraten könnten. Die Polizisten wurden langsamer und Warteten förmlich darauf, dass sie aufeinanderstoßen. Als nur noch drei Meter zwischen ihnen lagen fing der Volkspolizist an, sie zu bitten einen Moment stehen zu bleiben. Die Gruppe hatte damit kein Problem, Sie waren höflich und aufgeschlossen, es schien als hätten sie keine Angst vor ihnen.

„Was macht ihr hier, und was bringt euch dazu, so einen Krawall zu machen?“ Die Gruppe verstand nicht was das Problem sei, Spaß zu haben, sich einen schönen Tag zu machen. Sie kamen aus dem Städtchen und ihnen war bewusst, dass diese Gegend sehr unter den schlechten Lebensbedingungen litt. Und es gab auch wenig Leben außerhalb der eigenen vier Wänden gab. So konnten sie verstehen, weshalb die Polizisten aufmerksam auf sie geworden waren. Zu der Zeit gab es viele alarmierte Beamte, da es die Pfingstzeit war. Sie dachte womöglich, dass wir zu den „feindlich, negativen Jugendlichen“ gehörten, die das jährliche Motorradrennen anzog. Viele wurden in dieser Zeit von der Staatsmacht unter die Lupe genommen. Und auch viele wurden kontrolliert. Deshalb machten sie sich nichts daraus und antworteten den Beamten höflich.

Nachdem sie noch zehn Minuten ausgefragt worden waren, konnten sie weiterziehen und auch die Polizisten machten sich auf ihren Weg zurück. Sie setzten ihre Schicht mit einem mulmigen Gefühl fort. „Die Jugend von heute kennt keine Angst und könnte zu einem Problem werden, da sie in diesem Alter einen eigenen Willen haben und sich nicht gerne etwas vorschreiben lassen. Wir müssen in Zukunft ein Auge darauf werfen und sehen, wie sich die derzeitige Lage entwickelt.“ „Nun komm wir setzten unsere Runde fort“.

Paul-Luca Brix

MIT FREUDE DURCH DIE HANSESTADT

Alfred Schulz, ein 17 Jahre alter Junge aus Rostock, lebte glücklich mit seiner Familie und Freunden in der DDR.

Zu seiner Jugendweihe, ein staatliches Fest in der DDR, wo Jugendliche ein Gelübde ablegen, worin steht, dass sie für den Sozialismus arbeiten und kämpfen gemäß der Verfassung und das Erbe des Sozialismus zu bewahren, bekam er von seinem Verwandten Geld geschenkt. Wie fast jeder Jugendlicher kaufte er sich eine Simme, ein Moped der Marke Simson, mit der er und seine Freunde durch die alte zerfallene

Hansestadt fuhren. Die Straßen waren in genauso schlechten Zustand. Alle zehn Meter war ein Schlagloch, wo man mit dem Moped aufpassen musste, dass man keinen Unfall baute. Durch die Fahrten mit seinen Freunden konnte man für einen Moment die Sorgen und Zukunftsängste vergessen. Obwohl es viel Armut gab und die Lebensumstände bei vielen Bürgen der Deutschen Demokratischen Republik nicht gut waren, waren viele Jugendliche sehr glücklich. Unter der Woche musste Alfred mit seinem Bruder neben der Schule ein wenig Geld verdienen, denn das Gehalt von ihrem Vater reichte nicht, um über die Runden zu kommen, da der nur ein einfacher Maurer war. Die beiden Söhne halfen anderen Bürgern, die Straßen wieder befahrbar zu machen und generell bei dem Wiederaufbau der Stadt. Der Staat kümmerte sich nur um die modernen Städte und ließ die anderen älteren Städte weiter zerfallen. Die Bürger hatten es sehr schwer und versuchten, das Beste daraus zu machen. Für die Bildung der Kinder war gesorgt, wenn auch nicht immer gut. Alfred und sein Bruder wollte Mechaniker werden, da er sich schon als kleines Kind für Motorräder und Autos interessierte. Wenn Alfreds Moped oder der Trabbi von seinen Eltern nicht funktionierte, mussten die beiden sich selber zu helfen wissen. Eine Werkstatt war nicht in der Nähe und selbst wenn, war kein Geld dafür vorhanden. Beide lernten es von ihrem Großvater, der selber Mechaniker war. Leider ist er vor ein paar Jahren verstorben. Doch Alfred und sein Bruder würden seine alte Werkstatt wieder aufbauen wollen, doch auch dafür fehlte das nötige Startkapital.

Trotz den vielen Schwierigkeiten und Sorgen um ihre eigene Zukunft hatte Familie Schulz oftmals eine schöne Zeit zusammen.

Stefan Wolff

ZWANGSBESUCH

Wir schreiben das Jahr 1984. Mein Name ist Max. Ich bin 16 Jahre alt. Ich kenne nichts anderes als die DDR. In einem anderen Land war ich noch nie, nur in der Sowjetunion. Wie sollte ich auch in den Westen kommen? Wir wohnen in einem dieser neuen Blockhäuser. Wir mussten hier einziehen. Unser altes Haus wurde abgerissen, war zu alt. Aber gefallen tut es mir hier nicht, alles ist viel zu karg und leblos. Aber was soll

man da machen? Ich meine… wir sind ja nicht lebensmüde. Heute ist ein besonderer Tag, nicht, dass es mir gefällt, aber heute steht der Pflichttermin für den Museumsbesuch über die Geschichte der DDR an. Propaganda natürlich, aber wieder die Frage: Was soll man da machen? Also ziehe ich mir langsam meine Kleidung an, motiviert bin ich nicht. Ich gehe die Stufen herunter, langsam und überlegt. Ich überlege warum es hier so anders ist, als im Westen. Aber was weiß ich überhaupt über den Westen? War schließlich nie da gewesen. Und im Propagandafernsehen der DDR kriegte ich erst recht nichts von außerhalb mit. Alles, was ich weiß, stammt von Bekannten, die in der Bundesrepublik wohnen. Sie sind kurz vor dem Mauerbau umgezogen. Diese Mauer, die aus einem Land ein Gefängnis macht.

Als ich unten auf der Straße angekommen bin, sehe ich einen Bus. In diesem Bus sind viele junge Leute, wie ich. Kurz darauf kommt ein Mann zu mir und befehlt mir in einem militärischen Tonfall, dass ich einsteigen soll. Also tue ich was ich tun muss, ich steige ein. Mir wird direkt ein Platz zugewiesen, wie allen. Kurz darauf setzt sich der Bus in Bewegung. Der Weg ist weit, ebenso die Fahrt. Beinahe alle Straßen, die wir überqueren sind mit Schlaglöchern gepflastert. Dann fahren wir relativ nahe an der Mauer vorbei. Ich kann einen kurzen Blick auf die Mauer werfen. Überall sind Soldaten, die die Mauer „verteidigen“ sollten. Aber ist es wirklich Verteidigung, wenn man auf verzweifelte und wehrlose Menschen schießt? Ich sehe eine Gruppe von drei Männern, die versuchen zu flüchten. Einen Augenblick später prallen ihre leblosen Körper auf den kalten Boden auf. Sie sind tot. Und wir? Wir fahren weiter, als sei nichts passiert.

Nun sind wir endlich angekommen, oder sollte ich leider sagen? Als ich aussteige, sehen meine Augen sofort Propagandaplakate. Es wird die DDR gefeiert und der Westen schlecht geredet. Sie erzählen uns sogar, die Mauer schützt uns vor dem Westen. Wir gehen ins Museum und ich sehe direkt vieles über die „ruhmreiche Sowjetunion“, sie wird beinahe in den Himmel gelobt. Am Ende dieses Zwangsbesuchs, werden wir alle aufgefordert ein Foto mit der Statue von Lenin zu machen. Ich stellte mich neben die Statue und lächele. Warum? Weil ich muss.

Tim Keutzer

DAS RENNEN

Ronny und ich, Fred, sind dieses Jahr 16 geworden und haben unseren Mopedführerschein gemacht. Eines Tages kam Ronny mit seinem Moped zu mir, um mit mir meine neue Simson zu holen. Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde und auf dem Hinweg fuhren wir bei meinem Opa vorbei, um seinen alten 80ccm Tuningsatz zu holen. Zu Hause angekommen, machte ich mich direkt an die Arbeit. Die erste Fahrt verlief nicht so gut, da mir der Kolben durchbrannte. Ich holte mir einen neuen Kolben und dann lief sie auch wieder, am nächsten Tag fuhren Ronny und ich zur Schule. Alle machten sich über mich lustig und meinten, dass sie mich mit ihrer Schwalbe in einem Rennen abziehen würden. Ich sagte: „Ok, am Samstag um 20:00 Uhr am Sportplatz“. Der Samstag kam schnell und das Rennen stand vor der Tür. Mein Freund Ronny motivierte mich und dann ging es auch schon los. Das Rennen startete am Sportplatz und verlief durch die heruntergekommene Altstadt von Rostock, das Rennen startete schlecht für mich, denn ich habe mein Moped abgewürgt, weil ich so aufgeregt war. In einer Seitenstraße, durch die das Rennen verlief, stand ein schwarz gekleideter Mann, der uns erblickte und sich darüber aufregte, dass wir so schnell fuhren. Ab diesem Zeitpunkt verlief das Rennen spannend, denn ich überholte einen nach dem anderen und schließlich war ich auf dem zweiten Platz. Es war eine spannende Endphase und der Sieger sollte auf der Zielgeraden entschieden werden. Ein Kopf an Kopfrennen lieferten wir uns und am Ende war mein Vorderrad einen Ticken früher im Ziel. Ich jubelte und Ronny auch, der Junge der zweiter geworden war, gratulierte mir und sagte, dass das Rennen ein Test gewesen war und ich zum großen Simsontreffen eingeladen wäre. Ich freute mich, doch die Freude hielt nicht lang, da man von weitem eine Sirene hörte. Einer rief: „Scheiße die Bullen“, alle sprangen auf ihre Mopeds und fuhren weg. Ronny sprang zu mir auf mein Moped und wir fuhren auch zusammen weg. Wir mussten wieder durch die Straße durch, in welcher vorher der Mann gestanden hatte. Der Mann war wieder dort und machte direkt ein Foto von uns. Ich dachte mir nichts dabei und fuhr einfach weiter. Ronny und ich fuhren zu mir und verdauten den Schreck mit einem erfrischenden kühlen Bier. Der Tag ging zu Ende, und es war schon dunkel, als es an der Tür klingelte. „Schönen guten Abend, die Polizei“, sagte der Mann vor meiner Haustür. In diesem Moment rutschte mir mein Herz in die Hose. Sie sagten, dass sie eine Anzeige wegen Lärmbelästigung bekommen haben und dieser jetzt

nachgehen wollten. Die Polizisten wollten mein Moped sehen, wir gingen in die Garage und ich zeigte es ihnen. Die Polizisten schauten sich das Moped ganz genau an und einer der beiden sagte nach einer kurzen Weile, dass der Krümmer zu groß wäre. Der eine Polizist meinte zu dem anderen, er solle doch mal bitte den Geschwindigkeitstester holen. Er holte ihn und sie stellten mein Moped darauf. Sie beschleunigten und der Tacho des Testers zeigte 95 Km/h an. Ich wusste, dass es das jetzt war. Ich musste 500 Euro zahlen und durfte erst mit 21 andere Führerscheine machen.